des Landes nachhaltig beeinflusst. Auf ihre Initiative zurück gehen vor allem der im Hungerjahr 1817 gegründete Wohltätigkeitsverein, die Württembergische Sparkasse, das Katharinenstift und die Landwirtschaftliche „Unterrichts-, Versuchs- und Musteranstalt“ Hohenheim. Das Stuttgarter Katharinenhospital schließlich wurde erst nach ihrem Tod von König Wilhelm I., jedoch nach einem Plan von ihr, ins Leben gerufen.

Katharina hatte, wie der Verfasser nachweist, für ihr weitausgreifendes soziales, wirtschaftliches und pädagogisches Wirken bestimmte Vorbilder, und gewann mancherlei Anregungen schon in ihrer Heimat und auf Reisen durch Österreich, Holland, England, die Schweiz. Auch in Oldenburg, der Heimat ihres früh verstorbenen ersten Gemahls Georg, gab es eine Landessparkasse, im braunschweigischen Göttingen eine kommunale Sparkasse, in Hamburg schon seit 1777 eine Allgemeine Versorgungsanstalt, in Bern seit 1787 eine „Dienstzinskasse“. Hingen aber auch solche Gedanken und Bestrebungen damals gewissermaßen in der Luft und lagen menschenfreundliche Reformen auch ganz auf der Linie der Aufklärung, in deren Schule jene Generation noch erzogen war: wie Katharina sie unter den Bedingungen ihrer neuen Heimat in die Tat umzusetzen wußte, verdient heute noch die größte Anerkennung. Spontaner Arbeitseifer traf sich in glücklichster Weise mit Organisationsbegabung, einem Sinn fürs Wesentliche wie auch Genauigkeit im Detail. Triebfedern waren eine tiefe Religiosität und schwesterliche Menschenliebe: sie wollte der Not der Nachkriegs- und Hungerjahre mit allen verfügbaren Mitteln entgegen treten, den Armen und Bedrängten helfen, bessere Bildungsmöglichkeiten schaffen und den allgemeinen wirtschaftlichen wie moralischen Zustand heben. Dazu wußte sie sich tüchtige Helfer zu gewinnen: den Verleger Cotta, der nicht nur im Geistesleben Deutschlands eine führende Rolle spielte, sondern auch Großunternehmer in den verschiedensten Branchen und einflußreicher Wirtschaftspolitiker war; dann den vielseitig gebildeten Hofbankdirektor Gottlob Heinrich Rapp, Kunstmäzen und Freund der Weimarer Klassiker; nicht zuletzt Georg August Hartmann, der verschiedene einflußreiche Ämter und Funktionen innehatte, auch er noch ganz von den Gedanken des Humanismus und der klassischen Philosophie erfüllt und getragen.

Wichtig für Katharinas geistige Entwicklung, oder näherhin ihre Hinwendung zu wirtschaftlicher und sozialer Reformtätigkeit war zweifellos die Begegnung mit dem Reichsfürstentum von Stein zu Twer 1812. Sie stand mit ihm dann in Gedankenaustausch, und Stein besuchte sie 1817 in Stuttgart; beide sprachen voneinander nur mit der größten Hochschätzung. Nicht gering zu bewerten ist aber auch, wie der Verfasser betont, der Einfluß der Mutter, der tatkräftigen Zarin-Witwe aus württembergischem Stamm. Mit ihrem Bruder, dem Zaren Alexander I., hatte Katharina offensichtlich manches Gemeinsame, das herauszustellen recht reizvoll wäre. Auch er, der Besieger Napoleons und Vater der „Heiligen Allianz“, war ein hochbegabter Fürst, erfüllt von menscheitsbeglückenden Idealen, freilich mehr mystischer Versenkung als praktischem Handeln zuneigend. Unter dem Motto „Auf dem Throne sei ein Mensch!“ hat ihm unlängst Nikolaus von Sementowsky-Kurilo eine verständnis- und liebevolle Biographie gewidmet (Societätsverlag Frankfurt 1967); auf Grund alter Familienerinnerungen (der Verfasser ist ein Nachkomme des Leibarzts Alexanders I.) bekräftigt S. die Überlieferung, nach der Alexander nicht 1825 zu Taganrog verstorben sei, sondern noch mehrere Jahrzehnte lang als der vom Volk als heiligmäßiger „Starez“ verehrte Fedor Kusmitsch gelebt habe. Auch der andere Bruder, Nikolaus I., war in seiner Art ein bedeutender Herrscher (die Sowjets ließen sogar sein Denkmal

in Leningrad stehen, wiewohl er Inbegriff der Feudalreaktion und Militärdespotie im 19. Jahrhundert ist!), doch Alexander und Katharina geistig keinesfalls ebenbürtig. Diese beiden waren einmalige Erscheinungen – man möchte sagen: leuchtende Kometen am abendlichen Himmel des alten, dynastischen Europas.

Wilh. Koenig-Warthausen

Rudolf Lempp, *Das alte Rathaus in Esslingen*. Verlag Bechtle Esslingen 1969. 67 Seiten, 69 Abbildungen und Pläne, 2 ganzseitige Farbaufnahmen. DM 37,-.

Wer eine alte Kirche betritt – und sei es durch ein Barockportal – wird wenig erstaunt sein, wenn er beim Rundgang auf romanische und gotische Bauteile aus verschiedenen Bauepochen stößt, ja vielleicht noch eine Kapelle im Rokokostil entdeckt. Bei Profanbauten kommt solche Stilmischung selten vor und um so weniger, wenn ein Bau wie das „Alte“ Rathaus in Esslingen, seit 5 1/2 Jahrhunderten auf den gleichen Grundmauern steht und nie abbrannte oder sonst zerstört wurde.

Allerdings tritt uns, vom Postmichelbrunnen kommend, dieses für Esslingen typische und weitbekannte Gebäude einmal als sauber verstreuter Fachwerkbau bester schwäbischer Zimmermannskunst des 15. Jahrhunderts entgegen, während es gegen den Platz des heutigen Rathauses seine drei gleichmäßigen Geschosse mit einem Renaissancegiebel geschmückt zeigt, den ein durchbrochenes Glockentürmchen spielerisch elegant überragt und bis auf mehr als 30 Meter hinauftreibt.

Das Platzbild beherrscht dieser „Rathaus“bau eindeutig, obwohl auf dem tiefsten Punkt liegend und von drei- bis viergeschossigen stattlichen Bürgerhäusern flankiert.

Wie diese Verschiedenartigkeit an ein und demselben Bauwerk entstand, zusammen mit inneren Umbauten in bewußtem Anpassen an wechselnde Voraussetzungen im Leben der Reichsstadt, wie dabei in mehr oder weniger sorgsamer Behandlung der überkommene Bestand vielfach verändert und bereichert wurde, das zeigt Lempp an Plänen verschiedener Bauzustände sowie an konstruktiven Einzelheiten und an Urkunden und alten Baurechnungen. Besonders der kühne und geradezu geniale Umbau durch Heinrich Schickhardt mit dem Einbau der Kunststuhle ist ausführlich behandelt. Es ist erstaunlich, mit wie wenig zusätzlichem Bauvolumen dieser phantasiervolle Meister zustande brachte, was seine reichsstädtischen Bauherren haben wollten: zeitgemäße Repräsentation der politischen Sonderstellung gegenüber der nur allzu nahe gelegenen württembergischen Herzogsstadt Stuttgart. Dazu gehörte eben auch die Kunststuhle, die Heilbronn, Nürnberg und andere Städte hatten, mit denen man sich ebenbürtig erweisen wollte.

Wieviel im Innern des Baues außer den großen Hallen im Erd- und ersten Obergeschoß, die Schickhardt im wesentlichen unberührt ließ, an schönen Räumen, Decken, Wandvertäfelungen und später Ornamentik des Barock noch zu sehen ist, wird dem Leser erneut bewußt; meist kennt der Besucher Esslingens diese Dinge überhaupt nicht. Das Werk könnte zu näherem Studium dieser Schätze anregen, zumal die meisten Räume als Ausstellungshallen, als Bibliothek und Museum sowieso öffentlich zugänglich sind oder auch zuzeiten als Gaststätten benutzt werden.

Lempp ist sicher der beste Kenner dieses Bauwerks, das er in den Jahren 1923–1926 als städtischer Oberbaurat zu zeitgemäßen Zweckbestimmungen umbaute, nachdem er es wie ein Arzt untersucht und von Altersschäden befreit hatte. Er hat damit das damals ziemlich verwahrloste Bauwerk als Zeuge langer städtischer Entwicklung

gerettet. Sein jetziges Buch setzt ihm nochmals ein dokumentgetreues Denkmal und ermahnt alle Verantwortlichen, es weiterhin lebendig zu erhalten, wo nötig zu pflegen und vor störenden Eingriffen zu schützen. Wie er in jedem Fall die Frage der Erhaltung, der Ergänzung oder der Neugestaltung sorgfältig erwog und je nach den besonderen Verhältnissen entschied, zeigt den kundigen Denkmalpfleger in Personalunion mit dem erfahrenen Baufachmann und dem schöpferischen Neugestalter. So hat er auch eine ganze Anzahl zeitgenössischer Künstler zur Ausschmückung des Innern herangezogen. Immer ging es ihm darum, den „besonderen Reiz in dem Nebeneinander so ungeheuer verschiedener Raumauffassungen“ und Bedürfnisse zu erhalten. Dem Verlag Bechtle, der 1926 vom gleichen Verfasser einen vergleichsweise kleinen und der Lage der Zeit entsprechend – kurz nach der Inflation! – bescheidenen Bericht gleichen Inhalts herausgab, ist es hoch anzurechnen, in welcher schöner Ausstattung diese „Neubearbeitung“ nun erscheint als eine Art Vermächtnis eines Mannes, der in Werk und Lehre unserem Land ein ganzes Leben lang Vorbildliches gegeben hat. Er hat selbst Worte dafür gefunden, die in einer der Tafeln im Schickhardt'schen Türmchen angebracht wurden und die wir innerlich mitvollziehen können:

Bist du auch nicht mein Kind,
hab ich dich doch mit Schmerzen neu geboren.
Nun gehst du mir als Heimat nicht verloren,
wo immer ich noch Rast und Herberg find.

W. Kittel

Wolfgang Metzger, *Die romanischen Reliefbilder an der Plieninger Martinskirche*. Calwer Verlag Stuttgart, o. J. DM 24,-.

Die im Titel genannten Reliefs waren Gegenstand schon vieler Deutungsversuche, in denen sich „der Herren eigener Geist“ spiegelt. Das Hauptverdienst der vorliegenden Monographie ist die geistvolle Auseinandersetzung mit diesen Versuchen; ihr dienen auch die meisten der 381 Anmerkungen, die einen beachtlichen wissenschaftlichen Apparat präsentieren. Mutmaßungen werden mit schlüssigen Argumenten entlarvt. Diese Arbeit kann nicht hoch genug eingeschätzt werden. Ihre Ergebnisse sind, von geringfügigen Ausnahmen abgesehen, objektiv richtig, oder, um es genau zu sagen: man schließt sich den in diesem Buch enthaltenen Negationen fast durchweg an. Mit ihnen schlägt der Verfasser jedoch nur eine Schneise für seine Hypothese, von der man naturgemäß nicht die Exaktheit verlangen kann, die sich in der Verneinung bewährt. „Beweise“ darf man dabei keine erwarten. Hier geht es vielmehr um Einsichten, die man am ehesten nach ihrer Vernünftigkeit beurteilen können, wobei als eigentlicher Maßstab dieser Vernünftigkeit die biblische Wahrheit gesetzt wird, d. h., daß der Verfasser seinem Gegenstand als Theologe gegenübertritt und ihm einen theologischen Inhalt abfordert. Das ist, bei Reliefs an einer Kirche, ein legales Verfahren, sofern die in solcher Postulierung liegende Grenze nicht überschritten und die vorgeschlagene Deutung nicht zum Dogma erhoben wird. Der Verfasser ist dieser naheliegenden, menschlichen Gefahr nicht erlegen. Darum wird man das von ihm gebotene theologische „Glasperspiel“ mit Genuß mitmachen.

Er geht von der Annahme aus, daß in Plieningen in der 2. Hälfte des 12. Jahrhunderts ein handwerklicher Steinmetz unter der Inspiration eines bedeutenden Theologen arbeitete, der – wie auch der Steinmetz selbst – angesiedelt war am Strom „höchst verschiedener Bewußt-

seinsinhalte, in welchem uralte Menschheitserinnerungen, dunkle orientalische, antike, keltische oder germanische Elemente trieben“; einem Strom, der aber erhellt war „durch den Zufluß heller und klarer christlicher Erkenntnisse“. Von diesem Ort aus wurde die bildnerische Imagination gesteuert, die einem bestimmten theologischen Programm dient. Diesem Programm zuliebe nimmt der Verfasser an, daß die Reihenfolge der Reliefs nicht die ursprüngliche ist, obwohl man keinen Grund für eine Umstellung in späterer Zeit erkennt. Dagegen, daß die Reliefs schon in spätrömischer Zeit aus einem anderen Bau übernommen und falsch versetzt wurden, spricht das Faktum ihrer stilistischen Übereinstimmung mit der übrigen Bauplastik (man vergleiche die Köpfe!).

Zu der Deutung der Reliefs darf kurz Folgendes gesagt werden. Einleuchtend ist die Interpretation des Reliefs mit dem Kirchenheiligen Martin und einem benachbarten, sich umarmenden Paar (sichtlich Mann und Frau) als „Der Heilige und die Stifter“. Das Relief des Steinmetzen mit erhobenem Hammer und Anschlagwinkel wird als „Beginn des Kirchenbaus“ bezeichnet, wozu auch Jes. 28, 16 angeführt wird. Die auffällige Herausstellung der Figur des Handwerkers mit seinen Werkzeugen scheint dadurch freilich nicht ganz begründet. Bezeichnend für die Weite des Horizontes der Metzger'schen Betrachtungen ist der Hinweis: „Sehr wohl möglich, daß dieses so beschaffene Winkelmaß (s. o.) zugleich in der Symbolik der Bauhütte seine besondere Bedeutung hatte, wie es dann in schlichterer Form bis heute in der Freimaurerei als vornehmstes der sogenannten beweglichen Kleinodien vom Stuhlmeister getragen wird.“ Das Relief zweier Gestalten (sichtlich Mann und Frau) seitlich eines Baumes, in den der Mann greift, wird mit Recht in Beziehung gesetzt zum Baum Peridexion des Physiologus; indessen, das Lebensbaummotiv ist so weit verbreitet, daß auch ein anderer Bezug vorliegen könnte. Die Deutung der beiden aneinandergeschmiegtten Löwen als „Gegensatz und Versöhnung der Geschlechter“ mutet als moderne Interpretation an. Der Schuß eines Mannes mit Pfeil und Bogen auf einen Riesenvogel – er wird nicht schlecht als „Nachtkrabb“ bezeichnet – soll den vom Pfeil des göttlichen Wortes getroffenen Zaubervogel der alten Mantik vorstellen, eine der typischen, auf den postulierten Sinn des Ganzen bezogenen Deduktionen des Werkes. Im Mann, der mit der Rechten ein Schwert gefaßt hält (keine Keule), mit der Linken einem Löwen ins Maul greift, wird eine Illustration zu 1. Sam. 17, 34 erblickt (David entreißt dem Löwen ein Schaf, greift ihm in den Bart und schlägt ihn tot). Das ist eine weitgehende Vermutung, die durch das Bild selbst nicht gestützt wird; merkwürdig auch, daß dieser Mann die einheitliche Kleidung aller Männer des Plieninger Reliefs trägt und daß er samt dem Löwen frontal, in einem darstellenden, ja vorführenden Sinne herausguckt. Die Erweckung eines nackten Toten durch einen Mann, der mit dem Stab auf den Leichnam weist, wird ebenfalls sehr speziell gedeutet, als Abbildung der bekannten Totenerweckung Eliae (Stab = Stab des Propheten, wofür er jedoch zu kurz ist). Unwahrscheinlich ist der „Akt der Besprengung“ insofern, als hier ein, auch nackter, Mann vor einem merkwürdig großen Instrument in anbetender Haltung kniet, das ein vor ihm stehender, in der üblichen Weise gekleideter Mann mit zurückgebogenem Körper und beiden Armen ihm so vorhält als trüge er etwas Schweres. Die Deutung dieses Instrumentes als Weihwasserkolben will dazu nicht recht passen. Das Relief mit dem seltsamerweise armlosen Kentauron und dem zustechenden Mann (beide „paradiere“ wieder) wurde zu Recht mit zeitgenössischen Kentaurondarstellungen und -vorstellungen in Verbindung gesetzt, mit denen es sich freilich in der ganzen Art der Auffassung nicht decken will. Am ehe-